

Thomas Weissenborn

Das Geheimnis der Hoffnung

Einführung in den christlichen Glauben



Über den Autor:

Dr. Thomas Weißenborn ist Dozent für Systematische Theologie und Neues Testament am Marburger Bibelseminar. Mit seiner Frau Sabine und seinen vier Kindern lebt er in Marburg.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-046-4

Alle Rechte vorbehalten

© 2008 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Umschlagfoto: gettyimages, München/David Samuel Robbins

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck: Koninklijke Wöhrmann, Niederlande

www.francke-buch.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	8
Ein Wort auf dem Weg.....	11
1. Annäherungen	14
Auf der Suche	15
Denken und zweifeln	18
Die Tür in eine andere Dimension	22
2. Der Weg der Botschaft	33
Schrift, Amt und Tradition	35
Gottes Wort und Heilige Schrift	50
Das Erbe der Apostel	62
Wichtige Begriffe	68
3. Gott und seine Schöpfung	71
Anbetung und Demut.....	73
„Ich bin“	77
Die Erschaffung des Alls.....	82
Gott der Vater	91
Wichtige Begriffe	96
4. Die vergängliche Wirklichkeit	97
Der Hintergrund	99
Die Tür im Garten	110
Das Böse	120
Die Sünde	125
Die Mächte	141
Die weitere Entwicklung.....	172
Wichtige Begriffe	184
5. Jesus Christus	185
Die Vorgeschichte.....	187
Die Botschaft Jesu	195
Wer ist dieser Mann?	209
Die weitere Entwicklung.....	212

Abschließende Gedanken	223
Wichtige Begriffe	225
6. Die tiefere Wirklichkeit	227
Die Vorbereitung durch das Gesetz	229
Das Kreuz Christi und seine Deutung im Neuen Testament	237
Die Aufrichtung der neuen Wirklichkeit durch die Auferstehung Jesu	256
Die Engführung der Erlösung	261
Zum Schluss einige Gedanken zu Lukas 4	270
Wichtige Begriffe	276
7. Der Heilige Geist, seine Frucht und seine Gaben	277
Eine wechselvolle Geschichte	279
Der „Atem Gottes“	298
Der „Geist Jesu Christi“	308
Die Dreieinigkeit Gottes	313
Erfahrungen mit dem Geist	320
Wichtige Begriffe	327
8. Kinder des Reiches	329
Der Glaube	331
Neuer Streit um den freien Willen	356
Die Kirche	365
Die Kirchen in der Geschichte	391
Die Sakramente Taufe und Abendmahl	398
Abschließende Gedanken	412
Wichtige Begriffe	414
9. Leben in der Spannung	417
Das Kommen des Reiches	419
Das Gericht Gottes	437
Die letzte Wirklichkeit	450
Anhang	453
Bücher, die dieses Buch inspiriert haben	455
Filme	457
Bibelstellenregister	459

*Für Sabine, Peter, Torsten, Martin ...
Selig sind, die da hungert und dürstet!*

Vorwort

Es gibt theologische Bücher, die man voll Hoffnung liest, deren Inhalt aber häufig ein Geheimnis bleibt. Dies liegt daran, dass viele Theologinnen und Theologen zwar große intellektuelle und theologische Leistungen vollbringen, aber nicht die Gabe haben, diese allgemeinverständlich niederzuschreiben. Bei dem vorliegenden Buch von Thomas Weißenborn ist es nicht so.

„Das Geheimnis der Hoffnung“ beschreibt die Entstehung und den Inhalt des christlichen Glaubens der letzten 2000 Jahre so spannend, dass es schwerfällt, das Buch wieder aus der Hand zu legen. Dabei verzichtet Weißenborn auf den ersten Blick auf „Wissenschaftlichkeit“, indem er Fußnoten und lange Literaturhinweise zugunsten der Lesbarkeit weglässt, doch merken die geneigte Leserin und der geneigte Leser sehr schnell, wie tiefgründig, ehrlich und biblisch gründlich Thomas Weißenborn sich auf die Entdeckungsreise quer durch den christlichen Glauben macht. Von der Entstehung der Bibel über die Dreieinigkeit bis hin zur letzten Wirklichkeit der Wiederkunft Jesu werden alle wichtigen biblischen und theologisch relevanten Punkte abgehandelt. Aber Weißenborn bleibt dabei nicht stehen, sondern fragt immer wieder, was dies für den eigenen Glauben und die Zeit, in der wir leben, zu bedeuten hat. Dadurch ist dieses Buch lehrreich und geistlich herausfordernd zugleich. Der Leserin und dem Leser werden keine einfachen oder gar platten Antworten vorgesetzt, sondern er wird mitten hineingenommen in die Spannung des Reiches Gottes und der eigenen Wirklichkeit.

Das Buch richtet sich an alle, die sich für den christlichen Glauben interessieren, sei es im Kontext der Gemeinde oder zu Beginn eines theologischen Studiums. Gerade in einer Zeit, in der die Herausforderungen, den christlichen Glauben öffentlich zu leben, einhergehen mit einer großen theologischen Unsicherheit, gibt Weißenborn einen fundierten Überblick über alle wichtigen Fragen des Glaubens und zieht rote Linien durch die Bibel und die Kirchen- und Dogmengeschichte. Dabei fordert der Autor seine Leserinnen und Leser immer wieder auf, seiner

geistlichen Reise zu folgen und den persönlichen Glauben zu hinterfragen und zu erweitern. Niemals wirkt er besserwisserisch, sondern trifft den richtigen Ton, der den Leser mit hineinnimmt in das Geheimnis der Hoffnung des christlichen Glaubens.

Viel Freude bei dieser herausfordernden Lektüre.

Tobias Faix, Marburg im Juli 2008

*Now the hardness of this world slowly grinds your dreams away
Makin' a fool's joke out of the promises we make
And what once seemed black and white turns to so many shades of gray
We lose ourselves in work to do, work to do and bills to pay
And it's a ride, ride, ride, and there ain't much cover
With no one runnin' by your side, my blood brother*

Bruce Springsteen, „Blood Brothers“

Christus möchte ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden und so seinem Tode gleich gestaltet werden, damit ich gelange zur Auferstehung von den Toten. Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin.

Philipper 3,10-12

Ein Wort auf dem Weg

Dieses Buch ist das Ergebnis einer mehrjährigen Reise, einer Reise in ein fernes und doch bekanntes Land, einer Reise mit Tälern und Höhen. Und wie das bei einer Reise so ist: Vieles kommt einem vertraut vor, weil man sich vorher ausgiebig informiert hat, anderes erscheint neu oder in einem ganz anderen Licht, über wieder anderes hat man nie gehört oder nachgedacht. Bei vielen Wegen hat man nur das Ziel im Blick, bewegt sich, um irgendwo anzukommen. Oft jedoch trifft man auf Orte ungeahnter Schönheit, die einen zwingen an- und innezuhalten, zu verweilen und zu meditieren. Anderswo tun sich dagegen Abgründe von solch atemberaubender Tiefe auf, dass man sich nur mit klopfendem Herzen an den Rand wagt, um einen kurzen Blick hineinzuworfen.

Und es ist wie bei jeder Reise: Man kehrt zurück mit vielen Eindrücken, Ideen, Bildern, kommt nach Hause, aber man ist nicht mehr derselbe. Man hat längst nicht alles gesehen, hätte mehr Zeit haben und sich nehmen müssen. So bleibt die Sehnsucht, eines Tages zurückzukehren, die Reise noch einmal zu unternehmen. Aber diesmal nicht allein.

Thomas Weißenborn

1.
Annäherungen

oder:

Die Wahrheit wird euch frei machen

Auf der Suche

Alles ist vergänglich und vergeblich, sagte der Prediger, nichts hat Bestand, ja, alles ist völlig sinnlos! Der Mensch plagt sich ab sein Leben lang, doch was bringt es ihm ein? Hat er irgendeinen Gewinn davon? Generationen kommen und gehen, nur die Erde bleibt für alle Zeiten bestehen. (Prediger 1,2-4 nach der „Hoffnung für alle“)

Das alttestamentliche Buch Prediger oder Kohelet, wie es in manchen Bibelausgaben heißt, gehört sicher nicht zu den zentralen Predigttexten in unseren Gemeinden. Wie könnte es auch, schließlich scheint seine Botschaft auf dem ersten Blick all dem zu widersprechen, was man sonst von Kanzeln und Lesepulten zu hören bekommt. Aus ihm spricht ein Suchender und Verzweifelter, der so gar nicht in die sich ihres eigenen Glaubens gewisse Welt der religiösen Institutionen zu passen scheint.

Vielleicht ist das Buch gerade deshalb so faszinierend. Zugeschrieben wird es Salomo, einem König, der seit rund dreitausend Jahren tot ist, einem Menschen, der alles besaß, was man sich nur wünschen kann. Die Bibel berichtet von „siebenhundert Hauptfrauen und dreihundert Nebenfrauen“ (1. Könige 11,3); seinen Reichtum schildert sie mit der lapidaren Bemerkung: „Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren aus Gold und alle Gefäße ... waren auch aus lauterem Gold; denn das Silber achtete man zu den Zeiten Salomos für nichts“ (1. Könige 10,21). Dazu kam Berühmtheit: „Alle Welt beehrte, Salomo zu sehen, damit sie die Weisheit hörten, die ihm Gott ins Herz gegeben hatte“ (1. Könige 10,24).

Mag sein, dass die orientalischen Schreiber hier an manchen Stellen etwas übertrieben haben, um das Gesamtbild deutlicher herauszuarbeiten: Salomo war ein Mensch, der als Sohn des großen Königs David nicht nur mit dem sprichwörtlichen goldenen Löffel im Mund geboren worden war, er wurde Zeit seines Lebens auch noch mit weiteren Privilegien überhäuft. Ob nun Geld, Sex, Macht oder Anerkennung, dieser König hatte nicht nur alles, sondern alles im Überfluss: „Alles, was meine Augen wünschten, das gab ich ihnen und verwehrte meinem Herzen keine Freude“ (Prediger 2,10).

An so einem Menschen gehen wir in der Regel nicht achtlos vorbei und das nicht nur, weil er eine wichtige Position innehat. Viel entschei-

dender ist doch die Tiefendimension: Dass hier einer anscheinend mühelos all das erreicht, wofür andere sich ein Leben lang vergeblich plagen, löst Neidgefühle aus. Seien wir ehrlich: Wenn wir die Möglichkeit hätten, mit diesem Mann zu tauschen, wer würde da nicht zugreifen? Schließlich lebte er den modernen Traum vom immer mehr in allen Bereichen – und das (im Gegensatz zu uns) sogar ohne schlechtes Gewissen. Um Umweltzerstörung musste er sich noch keine Gedanken machen (obwohl sein Lebensstil auch damals schon dazu beitrug, Palästina von einer Waldregion in eine Steppenlandschaft zu verwandeln); Polygamie war in seiner Kultur nicht nur nicht geächtet, sondern ein begehrtes Statussymbol; und Reichtum betrachtete man nicht in erster Linie als Aufgabe, sondern als Segen Gottes, den es zu genießen galt. Hier lebte einer also nicht nur seinen, sondern auch unseren Traum. Salomo, du hast es besser.

Oder gerade nicht? Wer einen Blick ins Buch des Predigers wirft, erlebt einen anderen Salomo, einen selbstzweiflerischen, einen, dem sein Leben wie Sand zwischen den Fingern zu verrinnen scheint – und damit einen, der nicht weniger modern ist als der König, der es sich in jeder Hinsicht gut gehen lässt. „Alles ist sinnlos!“ scheint die Bilanz des Buches zu sein, die uns sein Autor bereits ganz zu Anfang mitteilt: Reichtum und Vergnügungen sind sinnlos (Prediger 2,1-11), Arbeit ist sinnlos (Prediger 2,20-23), ja selbst die Weisheit, das Streben nach einem guten und gelingenden Leben, ist sinnlos, denn alle ereilt das gleiche Schicksal, ob sie nun weise gehandelt haben oder nicht (Prediger 2,12-16).

Damit ist die Grenze beschrieben, die Salomo ebenso wie wir heute mit all seinem Reichtum, seiner Arbeit und seinen Vergnügungen nicht überwinden kann: Alles ist vergänglich. Der Weise stirbt wie der Unweise, ja schlimmer noch: An beide wird man sich später nicht mehr erinnern. Was einer angesammelt hat mit viel Mühe, gibt ein anderer aus, der nicht dafür gearbeitet hat. „Wie einer nackt von seiner Mutter Leibe gekommen ist, so fährt er wieder dahin, wie er gekommen ist, und trotz seiner Mühe nimmt er nichts mit sich in seiner Hand, wenn er dahinfährt“ (Prediger 5,14). Er nimmt nicht nur nichts mit, er hinterlässt auch nichts Bleibendes. Das Leben ist wie ein Funken in der Nacht, der kurz aufleuchtet und dann für immer verlischt.

Das gilt für alle Bereiche, ob nun materiell oder immateriell. Lebens-

erfahrung geht genauso verloren wie Reichtum; Werte werden ebenso vergessen wie Macht und Ansehen. Denn das Leben, so schildert es der Prediger, wird immer im Schatten des Todes gelebt. Weil der Kreislauf des Lebens auch gleichzeitig einer des Todes ist, steht alles menschliche Tun unter einem Fluch, der bereits ganz zu Anfang der Bibel so ausgedrückt wird: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden“ (1. Mose 3,19). Und so ist das Leben ein Kampf gegen die Vergänglichkeit, ein Kampf sie aufzuhalten und zu verdrängen, ein Kampf, der schließlich verloren gehen muss und daher ein sinnloses Ringen ist. Was bleibt in einer Welt, in der selbst Völker ausgelöscht werden und Weltreiche vergehen?

Es ist nicht leicht, sich dieser Frage zu stellen. Irgendwie hoffen wir, dass das Schicksal bei uns eine Ausnahme machen wird, dass wir etwas schaffen können, was Bestand hat. In unseren wachseren Momenten erkennen wir freilich, wie unbegründet diese Zuversicht ist, und dann beginnt die Verzweiflung und die Suche. Manche enden in der völligen Hoffnungslosigkeit und werden Nihilisten, also Menschen, die an nichts glauben. Andere gehen in eine andere Richtung: Statt in der vergänglichen Welt dem Sinn nachzujagen, fragen sie über die Welt hinaus und suchen nach etwas außerhalb von ihr, das unvergänglich und damit größer ist. Hier liegt der Anfang der Religion. Hieraus begründen sich die kleinen und großen Rituale, die uns helfen sollen, mit unserer Vergänglichkeit fertig zu werden – seien sie nun abergläubisch-magische Versuche, die Wirklichkeit zu beherrschen, oder mystische Formen, in tiefere Ebenen des Seins vorzustoßen.

Hier beginnt auch das Fragen nach dem, was bereits in unserer Welt Ewigkeitswert haben könnte. Für die einen ist es die Familie oder eine andere Form der Gemeinschaft, für andere eine bestimmte Lebensweise oder Moralvorstellung, für wieder andere die Welt selbst. Allen gemeinsam ist jedoch, dass der Weg der Suche ein Weg der Krise ist, der Unterscheidung (das ist die Bedeutung des griechischen Wortes *krisis*). Das, was trägt, bleibt und Sinn stiftet, muss von dem Zeitlichen, Begrenzten und Vergänglichen geschieden werden. Wodurch die Krise ausgelöst wird, ist unterschiedlich und im Grund zweitrangig. Es kann eine Not sein oder gerade wie bei Salomo der Wohlstand. Allen gemeinsam ist jedoch

die Grenzerfahrung. Als Menschen stoßen wir an die Grenze der Vergänglichkeit und versuchen einen Blick über sie hinaus zu werfen.

Denken und zweifeln

Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit der Schöpfung der Welt ersehen aus seinen Werken, wenn man sie wahrnimmt. (Römer 1,20)

Das Wort des Apostels scheint zu einem solchen Blick über den Rand der vergänglichen Welt zu ermutigen. Hier ist von einer „ewigen Kraft“ die Rede, also genau von dem, was wir in unserer Welt vermissen. Mit der Hoffnung kommt allerdings auch eine Einschränkung, die einerseits die Suchrichtung vorgibt, andererseits die Suche aber geradezu unmöglich erscheinen lässt: Gott hat ein „unsichtbares Wesen“, er gehört also nicht in unsere Welt, nicht ins Diesseits, sondern ins Jenseits, in die Transzendenz, den Bereich jenseits unserer Vorstellungskraft. Wer Gott und damit die „ewige Kraft“ finden will, darf also nicht in dieser Welt stecken bleiben, sondern muss über sie hinausschauen. Wie das gehen könnte, verrät Paulus auch: Da die Welt nicht aus sich selbst heraus existiert, sondern „Schöpfung“ ist, von Gott geschaffene und von seiner „ewigen Kraft“ getragene und erhaltene Welt, kann Gott „aus seinen Werken ersehen“ werden, können wir vom Werkstück auf den Werkmeister schließen.

Aber wie soll das Unvergängliche im Vergänglichen erkannt werden? Wir haben doch gar keinen Maßstab dafür. In unserer Welt ist schließlich alles vergänglich, zeitgebunden und damit in vieler Hinsicht zufällig. Wer soll die Grenze ziehen zwischen dem Zufälligen und dem Ewigen? Wie können wir der Falle entgehen, in die die antiken nichtjüdischen Religionen getappt sind, als sie innerweltliche Kräfte zu Göttern personifizierten und damit die „Nichtse“ anbeteten (so die wörtliche Übersetzung von 3. Mose 3,19)? Selbst das gebildete Athen, die Wiege der Philosophie, brachte es in den Augen des Apostels ja nur zu einem „unbekannten Gott“, der „unwissend verehrt“ wurde (Apostelgeschichte 17,23).

Trotz der Schwierigkeiten sollte man diesen Zugang nicht unterschätzen. Wenn Gott der Schöpfer ist und die Welt Schöpfung, dann kann man wie bei jedem Werkstück auch hier einige Rückschlüsse auf den Werkmeister ziehen. Geht man zudem von einer *analogia entis*, also von einer Analogie oder Vergleichbarkeit allen Seins aus, gelangt man sogar noch einen Schritt weiter. Denn dann lassen sich aus dem Sein der Geschöpfe auch Schlussfolgerungen über das „höchste Sein“, das Sein Gottes anstellen.

Es sind drei Wege, auf denen die Denker zu Gott unterwegs sind. Der erste ist der „Weg der Erhöhung“ (*via eminentiae*), auf dem das, was in unserer Welt an Gutem in unvollkommener Weise vorhanden ist, in Bezug auf Gott ins Unendliche erhöht wird. Aus der in seinen Geschöpfen begrenzt vorhandenen Macht und Weisheit wird also auf einen *allmächtigen* und *allweisen* Schöpfer geschlossen. Natürlich kann man diesen Weg auch in umgekehrter Richtung gehen, indem man bei Gott die irdischen Begrenzungen verneint. Das ist dann der „Weg der Verneinung“ (*via negationis*), bei dem Gott *Unsterblichkeit* und *Unbegrenztheit* zugeschrieben wird.

Der dritte Weg ist schließlich der „Weg der Ursachen“ (*via causalitatis*). Er ist ein wenig scharfsinniger als die anderen beiden, weil er sehr viel mehr Nachdenken voraussetzt, andererseits aber auch zu konkreteren Aussagen über Gott führt als es die beiden anderen Wege vermögen. Bei ihm wird von der Welt auf ihre Ursache geschlossen. So entdecken wir zum Beispiel hinter allem eine gewisse Ordnung, die darauf angelegt ist, dass sich der Kosmos selbst erhält und das Leben weitergeht. Eine solche Ordnung, so sieht es der „Weg der Ursachen“, entsteht nicht von selbst, sondern setzt einen Schöpfer voraus, der sie geschaffen hat. Dieser Schöpfer muss jedoch nicht nur unendlich und allmächtig sein, sondern auch vollkommen weise und gut, sonst sähe die Erde anders aus.

Zu welchen Leistungen Menschen auf diesen Wegen gelangen können, zeigen die so genannten „Gottesbeweise“. Auch wenn es sich bei ihnen nicht um Beweise im naturwissenschaftlichen Sinn handelt (die gibt es außerhalb der Naturwissenschaften nirgendwo), tragen sie doch Hinweise zusammen, die die Existenz Gottes wahrscheinlicher werden lassen als seine Nichtexistenz. Nehmen wir etwa die Beobachtung, dass

alles in der Welt der Veränderung unterliegt. Schon der griechische Philosoph Heraklit († nach 483 v. Chr.) beschrieb diese Tatsache mit seinem berühmten Satz „*panta rhei*“, „alles fließt“. Nichts ist konstant, alles ist einem schnellen oder langsamen Wandel unterworfen. Auch wenn vieles dabei zufällig aussieht, entsteht doch nichts spontan, vielmehr hat jede Veränderung eine Ursache, die wiederum die Wirkung einer anderen Ursache ist. Eine Kette von Ursachen und Wirkungen lässt sich aber (zumindest theoretisch) bis zum Anfang zurückverfolgen. Und damit sind wir bei der Frage, wie man sich diesen Anfang vorstellen soll: Entstand die erste Bewegung spontan, ohne Grund? Oder gibt es einen „unbewegten Beweger“, also einen, der die Bewegung ins Rollen brachte, selbst aber „unbewegt“ ist – eben nicht Teil der Kette von Ursache und Wirkung, sondern ihr Anfang? Da ursachelose Veränderungen in unserer Welt nicht vorkommen, müssen wir Zweiteres annehmen.

Diesen Beweis aus Ursache und Wirkung könnte man auch etwas moderner formulieren: Nach der Relativitätstheorie stehen Masse und Energie im Universum in einem Verhältnis zueinander, das Albert Einstein mit der berühmten Formel $E=mc^2$ beschrieb, Energie ist gleich Masse mal Lichtgeschwindigkeit zum Quadrat. Das bedeutet im Klartext nichts anderes, als dass das Universum einem ständigen Umwandlungsprozess unterworfen ist. Aus Masse entsteht Energie, die wiederum zu Masse wird. Nimmt das eine zu, nimmt das andere entsprechend ab und umgekehrt. Mit anderen Worten: Wenn irgendwo Masse entstehen soll (z. B. das Universum), dann ist dazu Energie erforderlich. Keines von beiden entstammt freilich dem Nichts. Nun ist das Universum jedoch da. Woher kommt es? Wer hat die Energie aufgewandt, um diese Masse und die mit ihr verbundene Energie ins Dasein zu rufen?

Wenn wir weiterfragen, kommen wir auf weitere Hinweise: Woher kommt etwa, dass jeder Mensch eine Vorstellung von Gut und Böse hat, obwohl die ihn doch manchmal daran hindert, seinen vermeintlichen „Interessen“ nachzugehen? Wir alle haben ein Gewissen, das keine Ruhe gibt, selbst wenn der Verstand es zu „überzeugen“ versucht. Ist das nur anerzogen, ein Produkt unserer Umwelt, oder steckt da mehr dahinter? Und wenn es nur „erworben“ ist, warum lässt es sich dann so schwer wieder „ablegen“? Ist es nicht plausibler, dass sich in dem für uns nicht

verfügbaren Maßstab des Gewissens ein Maßstab widerspiegelt, der tatsächlich unverfügbar, weil jenseitig ist?

Oder nehmen wir die Erkenntnis, dass in unserer vergänglichen Welt das Leben selbst ein unzerstörbares Gut ist. Egal, wie sich die Welt verändert, welche Katastrophen sie ereilen, das Leben selbst wird nicht vernichtet, auch dann nicht, wenn ganze Lebensformen ausgerottet werden. Es gibt kein Vakuum, in dem auf Dauer kein Leben mehr existiert, vielmehr werden solche Räume früher oder später zurückerobert. In einer sich ständig verändernden Welt entsteht damit immer wieder aufs Neue ein Gleichgewicht, in dem die verschiedenen Lebewesen die unterschiedlichsten ökologischen Nischen besetzen und miteinander in Aktion treten. Ja mehr noch: Das Leben auf der Erde ist ein System, bei dem jeglicher „Fehler“ beseitigt und mit jeder denkbaren Eventualität umgegangen wird. Trotz seiner ungeheuren Komplexität ist es damit in nahezu unzerstörbarer Weise auf Selbsterhaltung angelegt, was auch immer passieren mag. Woher kommt das? Ist das alles nur ein immer wiederkehrender Zufall, oder steckt eine für uns schier unfassbare Intelligenz dahinter? Auch hier erscheint die letzte Annahme weitaus wahrscheinlicher als die erste.

Ob solche Wege zur Erkenntnis Gottes sinnvoll sind oder nicht, ist freilich nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Theologie umstritten. Wenn man sie jedoch nicht als Beweise im naturwissenschaftlichen Sinn betrachtet, sondern als Hinweise oder Indizien, geht es nicht mehr um die Frage, ob die Existenz eines Schöpfers zwingend aus der Schöpfung geschlossen werden *muss*, sondern nur noch darum, ob sie *wahrscheinlicher* ist als seine Nichtexistenz. Mit anderen Worten: Ist es wahrscheinlicher, dass die Welt mit ihrer sehr komplexen lebenserhaltenden Ordnung von einem intelligenten Wesen geschaffen wurde, oder dass sie von selbst zufällig entstand? An der Antwort scheiden sich nach wie vor die Geister, allerdings gibt es auch in der Philosophie nicht wenige, die die Existenz Gottes für etwas wahrscheinlicher halten, weil sich damit leichter erklären ließe, warum die Welt so ist, wie sie ist. Ein Beweis ist das freilich noch nicht.